



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Thomas, Robert: Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren :
Lebenserinnerungen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Hallen“ waren eine öffentliche Warenniederlage und Börse. Das Rathaus, ein überaus zierlicher und geschmackvoller Bau, wohl der reizendste, den die niederländische Gotik hervorgebracht hat, liegt ganz in der Nähe, wo auch noch die Überreste der burgundischen Herzogsburg sind. Die Tore der alten Stadtmauer, die von Auszug und Verteidigung, von Sieg und Niederlage manches erzählen könnten, hat man pietätvoll erhalten. Ihre mächtigen Kolosse liegen träumend in der sich doch fühlbar umgestaltenden Umgebung. Im Gewirr der kleinen Straßen fehlt nur das Menschengewühl von 1400, sonst könnte man sich mit einem Zaubermantel wieder in die Vergangenheit hinübergetragen denken.

Von den Unabhängigkeitskriegen gegen Spanien bis zur Einverleibung in Frankreich war Belgien tatsächlich und rechtlich vom Meer abgeschlossen. Durch die Aufhebung des Scheldezolls ist Antwerpen zu einer großartigen Seehandelsstadt geworden. Eben jetzt hat der belgische Staat Brügge eine Wasserstraße nach dem Meere gegeben. Käme es nur darauf an, so hätte Brügge eine glänzende Zukunft. Leider hat aber Antwerpen eine günstigere Lage, weil es tiefer im Lande, näher seinem Hinterlande liegt. Das ist heutzutage das Entscheidende. Nur für einen ganz kleinen Umkreis liegt Brügge günstiger als Antwerpen. Fast für ganz Belgien, für Westdeutschland und Nordfrankreich liegt Antwerpen so günstig, daß Brügge ihm nicht viel Konkurrenz wird machen können. Die Stadt wird das beklagen, der Freund altertümlicher Stadtbilder nicht.



Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)



on Amriswil reisten wir zum Bundesschießen nach Bern und fuhren über die Kirchenfeldbrücke zum Festplatz. Dort herrschte schon ein internationales Leben, da Schützen aus aller Herren Ländern, sogar aus Amerika, anlangten. Wir waren an einem Nachmittag angekommen, hatten noch an demselben Tage die Wagen zurechtgestellt und benutzten die übrigen Stunden zu einem Spaziergang über den Festplatz. Die bedeutendste Sehenswürdigkeit war die Menagerie Bach, die über zweiundzwanzig Wagen verfügte und Tiere enthielt, die sonst selten oder gar nicht in Menagerien angetroffen werden. Dazu gehörte vor allem ein Nilpferd, das einen Wagen für sich allein bewohnte, und ein Nashorn. Von andern Tieren waren vorhanden: ein Elefant, ein Zebra, ein Onu, ein Lama, zwei Straffen, sehr viele Raubtiere, darunter drei Tiger, ferner ein ganzer Wagen voll Affen. Von Dressurgruppen waren zwei vorhanden, deren jede aus drei Löwen bestand. Außerdem gab es noch eine Dressur für eine Dame mit Hyänen und Wölfen. Das Personal der Menagerie bestand aus achtzehn Mann, außer der Böhmisches Musikkapelle.

Nach der Besichtigung des Festplatzes aß ich zu Abend und ging dann in die Stadt, von wo ich gegen zehn Uhr über die Kirchfelder Brücke zurückkam. Dabei bemerkte ich, daß vor der Menagerie ein Petroleumflambeau brannte, und daß sich eine erregte Menschenmenge darum hin und her bewegte. Als ich näher kam, fiel mir auf, daß die Menschen sich trotz ihrem eiligen Treiben schweigsam verhielten,

und auf meine Frage, was es gebe, wurde mir zugeflüstert, der Königstiger sei ausgebrochen und sitze unter einem der Wagen. Am Nachmittag hatte eine Hündin gerade unter dem Käfig des Tigers geworfen, und das Gewinsel der jungen Hündin mochte den Tiger in Aufregung versetzt haben. Er hatte den Boden seines Käfigs durchgekrakt und sich durch das Loch auf die Hündin gestürzt, der er sogleich die Kehle durchgebissen hatte. Das Geschrei des Hundes machte die Leute aufmerksam, und einer davon, der den Hund zu pflegen hatte, näherte sich im Dunkeln dessen Lager und versuchte das Tier durch Streicheln zu beruhigen. Dabei bemerkte er zu seinem Entsetzen, daß er statt des Hundes den Tiger streichelte, der über diese Liebkosung mit einem unheimlichen Geknurr quittierte, worauf der Mann sich schleunigst entfernte und Lärm schlug. Da die Bachschen Leute offenbar völlig den Kopf verloren hatten, warnte ich sie, sich mit dem Petroleumflambeau dem Tiger zu nähern, und schlug vor, in der Dunkelheit so schnell wie möglich die Holzschranken des dritten Platzes zu holen und um den Wagen zu stellen, wo sie dann mit Pfählen und Stricken befestigt wurden. Wir entwickelten hierbei eine fieberhafte Tätigkeit, bis wir die Überzeugung hatten, daß die Bestie ihren Schlupfwinkel nicht mehr verlassen konnte. Dann holten wir den Umsatzkasten, einen schweren hölzernen Kasten mit zwei Gitterschiebern, den jede größere Menagerie bei sich führt, schoben ihn an den verbarrikadierten Wagen hinan, stellten eine Öffnung her, machten Licht und bearbeiteten den Tiger so lange mit dem Krakeisen, bis er nach vielen vergeblichen Bemühungen das Schlupfloch fand und in den Umsatzkasten hineinging. Als wir ihn so in Sicherheit wußten, atmeten wir erleichtert auf, und Ehlbeck, der Schwiegersohn des Prinzipals, lud uns noch um halb ein Uhr in der Nacht ein, in einer benachbarten Wirtschaft ein Faß Bier zu trinken, verpflichtete uns aber, über den ungemühten Vorgang nichts verlauten zu lassen. Wir blieben bis gegen drei Uhr beisammen und besprachen noch lebhaft das große Ereignis der Nacht.

Nach einigen Tagen war der Bau der Menagerie annähernd vollendet. Die Bude war schon mit Leinwand bezogen, und im Innern begann ein großes Reinemachen, wobei es galt, den Mist von acht Tagen zu beseitigen. Einer der Wärter, der erst kurze Zeit bei der Menagerie war und unter anderm auch den Käfig mit dem schwarzen Panther und dem Jaguar zu besorgen hatte, wollte sich die Arbeit erleichtern, indem er den Gitterschieber in die Höhe hob, und da dieser natürlich wieder herunterfiel, mit einem Holzstück feststellte. Als er sich umwandte, um das Krakeisen zu ergreifen, sprang der schwarze Panther aus dem Käfig. Die übrigen Angestellten, die gerade in der Bude waren, ergriffen die Flucht, und ich konnte bemerken, wie sie sich mit allen Anzeichen des Schreckens in der Nähe der Bude hielten und durch die Leinwand ängstliche Blicke in das Innere warfen. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, daß bei Bach schon wieder ein Raubtier ausgebrochen sei. Madame Böhme hatte nichts Eiligeres zu tun, als ihre beiden Mäpse in Sicherheit zu bringen. Der Mann in der Menagerie verlor jedoch seine Geistesgegenwart nicht, sondern sagte sich, daß er die Pflicht habe, sein leichtsinniges Unterfangen wieder gut zu machen. Er stürzte sich auf den Panther, faßte ihn mit der einen Hand im Genick, mit der andern beim Schwanz und schleuderte unter Aufbietung aller Kräfte das sich windende Tier in den Käfig. In der Eile war es ihm jedoch nicht möglich, das Sperrholz schnell zu beseitigen, und der Panther entwich zum zweitenmal. Der Wärter faßte ihn wieder und hielt ihn auch fest, obgleich die Bestie ihm den rechten Arm zerfleischte und die Unterlippe mit einer Kralle zerriß. Diesmal gelang es ihm, nachdem er das Tier wieder in den Käfig befördert hatte, das Sperrholz wegzuziehen, und so war auch dieser zweite Anfall verhältnismäßig glücklich abgelaufen. Der Mann wurde in das Krankenhaus gebracht, wo sein Arm mit einem Gipsverband versehen wurde. Ehlbeck entließ ihn, gab ihm aber zwanzig Franken als Entschädigung. Meiner Ansicht nach hätte er besser getan, den Wärter zu behalten, da dieser höchstwahrscheinlich durch den Schaden klug geworden war und fernerhin die einfachsten Vorsichtsmaßregeln nicht außer acht gelassen haben würde.

Das Schützenfest dauerte im ganzen drei Wochen, und die meisten der Schauspieler machten ein ausgezeichnetes Geschäft. Das Schießen selbst begann am Morgen früh um sechs Uhr und dauerte ununterbrochen bis zum Einbruch der Dunkelheit. Es ist bezeichnend für die Schweizer Zustände, daß auf dem Festplatze kein Eintrittsgeld erhoben wird, wie das in Deutschland allgemein der Fall ist. Der Platz ist nicht eingezäunt, und jedem steht es frei, ihn so oft er will zu besuchen.

Als sich das Schützenfest seinem Ende näherte, forderte uns Ehlbeck auf, bei dem Abbrechen und Verladen der Menagerie zu helfen. Wir brachen unsre eigne Bude in der Nacht ab und waren am folgenden Nachmittage gegen drei Uhr mit dem Verladen fertig. Dann gingen wir zu der Bachschen Menagerie, die gerade noch eine Vorstellung begann, und fingen schon damit an, die Leinwand loszuwickeln. In demselben Augenblick, wo das Publikum die Bude verließ, sank auch die Leinwand, wurde zusammengelegt, und darauf brachen wir das Holzwerk ab, luden es auf die Wagen, hoben die Wagen auseinander und steckten die Deichseln ein, sodasß Nachts halbein Uhr alles zum Vespinnen fertig war. Bei dieser Arbeit erhielten wir rechtzeitig unser Abendbrot sowie ein Faß Bier und bekamen endlich jeder fünf Franken Entschädigung. In der Nacht gingen wir nach der Rampe und legten uns in unsre eignen Wagen zum Schlafen nieder.

Unser Reiseziel war Innsbruck, wohin auch die Bachsche Menagerie mit uns in einem gemeinsamen Extrazug fuhr. Mehrere der Wärter machten die Reise in den kleinen Coupés, mit denen die Menageriewagen versehen waren, andre, darunter ich, fuhren in der dritten Klasse. In Zürich kamen wir Abends um neun Uhr an und blieben dort bis zum andern Morgen um vier Uhr liegen. Der nun folgende Reisetage ist mir als einer der angenehmsten in der Erinnerung geblieben; ich konnte mich an den herrlichen Gebirgslandschaften und den malerischen Ortschaften, an denen wir vorüber kamen, nicht satt sehen. Wir gaben uns, alle mit einer Virginiazigarre bewaffnet, dem Genuße des köstlichen Sommermorgens hin und schwelgten im Anblick des Züricher Sees, dessen langgestreckter, von Städten und Dörfern umsäumter Spiegel lange Zeit zu unsrer Seite blieb.

Nachdem wir die Schweizer Grenze passiert hatten, gelangten wir an eine Station, wo wir, wie uns der Schaffner sagte, fünfzehn Minuten Aufenthalt haben sollten. Da wir Durst verspürten, eilten wir nach einem vom Bahnhof etwas entfernten Restaurant und ließen uns Bier geben. Die Wärter, die in den Menageriecoupés saßen und dort in ihren Betten gelegen hatten, bekamen auch Durst und verließen ihre Wagen, als wir schon wieder zurückkehrten, sie gelangten auch zu der Bierquelle, hörten aber plötzlich zu ihrem Schrecken das Abfahrtsignal des Zuges und blieben zurück.

Als wir ins Inntal hinabfuhren, wurden die Bremsklöße so heiß, daß wir bei einem kurzen Aufenthalt unsre Zigarren daran anzünden konnten. Unterwegs machte ich die Bekanntschaft eines steinalten Affenwärters mit Namen Lagouois, der mir durch sein ehrwürdiges Aussehen und seine Erzählungen sehr imponierte. Am Abend gegen elf Uhr langten wir endlich in Innsbruck an, wo sich, als in der Menagerie noch gefüttert werden sollte, herausstellte, daß von den achtzehn Angestellten nur sechs mitgelommen waren. Einer davon war schon in Bern am Gabentempel arretiert worden, konnte jedoch seine Unschuld beweisen und kam, wie auch die andern, langsam nach.

In Innsbruck wurde das zweite Osterreichische Bundeschießen mit großem Pomp gefeiert. Am andern Morgen früh wurde zuerst die Bachsche Menagerie und dann unser Panorama ausgeladen. Beim Verlassen des Wagens wurde der Elefant scheu und ging durch; zum Glück hielt ihn aber Ehlbeck, der ihn führte, am Ohre fest und ließ auch nicht los, als der Elefant im schnellsten Laufe die Straße weiter rannte, wobei beide in eine dicke Staubwolke gehüllt waren. Das Tier beruhigte sich endlich und konnte ohne weitem Zwischenfall auf den Festplatz geführt werden. Dieser lag auf einer Wiese bei dem großen Viadukt und war mit einer Plankenwand eingezäunt. Man betrat den Platz durch ein großes Portal

und hatte dann die Schießstände gerade vor sich, während rechts die Festhalle und eine Anzahl Schaubuden, links die übrigen Schaubuden standen. In der Mitte des Platzes waren zwei Musikpavillons sowie der Gabentempel errichtet. Von Sehenswürdigkeiten und Vergnügungsetablissemments waren außer uns und der Bachschen Menagerie das Theater Weiffenbach, der Kühnertsche Zirkus, das Dampffarussell von Ritzmann und Mannsfeld aus Harburg, Henschel aus Dresden mit einer Athletendame, die seine Frau war, und endlich ein sogenannter „Stabus“ vorhanden, worin eine kleine Menagerie, die hauptsächlich Seehunde, Schlangen und Krokodile enthielt, gezeigt wurde. Ein „Stabus“ ist eine Schaubude, bei der die Bühne in der Mitte, und zwar vertieft, angebracht ist, während das Publikum auf einem Podium ringsherum steht. Eine solche Bude ist gewöhnlich mit Zumachetüchern versehen, die nach Bedarf geöffnet oder geschlossen werden. Merkt der Besitzer der Bude, daß das hereinströmende Publikum das vor der Bude stehende ebenfalls zum Besuch anlockt, so läßt er die Zumachetücher auf, wo aber das umgekehrte der Fall ist, oder wo die Bude schlecht besucht wird, schließt er sie, um die Draußenstehenden über die Anziehungskraft seiner Schaustellung im unklaren zu lassen.

Außerhalb des Festplatzes stand noch eine Reihe anderer Geschäfte, darunter die Sonntagische Menagerie, ein Zirkus, ein Hippodrom, eine Bude mit Zwergen und mehrere Karussells. Am ersten Sonntag früh neun Uhr setzte sich in der Stadt der Festzug in Bewegung, an dem viel hundert Schützen aus aller Herren Ländern in ihren kleidsamen Trachten und Uniformen sowie eine Anzahl prächtig decorierter Bruntwagen teilnahmen. Wir benutzten jeden freien Augenblick, die Festhalle zu besuchen, das heitere Treiben zu beobachten und uns mit dem vorzüglichen Bier und dem ebenso vortrefflichen Gulasch, der dort verabreicht wurde, zu stärken. Auch meine Prinzipalin saß nach Schluß des Geschäfts regelmäßig in der Halle, und ihr schiefstehender Hut bewies, daß sie ebenfalls in die richtige Stimmung gekommen war.

Eines Morgens besuchte ich mit meinem Freunde Anton Brunner die Bachsche Menagerie und bemerkte von dort aus, daß an unserm Panorama einer der Vorhänge schon geöffnet war. Wir eilten hin und bekamen Vorwürfe darüber, daß wir nicht rechtzeitig auf unserm Posten gewesen wären. Da wir mit Gustav Lindig in der letzten Zeit schon häufig in Meinungsverschiedenheiten geraten waren, benutzten wir die Gelegenheit, zu kündigen, halfen aber nach Ablauf der vierzehntägigen Frist noch bei dem Abbrechen und dem Verladen und suchten uns andre Stellen. An einem der letzten Tage besuchte ich in Gesellschaft der Frau Böhme die Stadt, und wir sahen vor dem Portal der Hofburg einige Hofequipagen vorfahren. Wir stellten uns zu dem schaulustigen Publikum und warteten, bis der Kaiser in seiner weißen Uniform herauskam und einen der Wagen bestieg. Der Jubel, mit dem er begrüßt wurde, bewies, welcher Beliebtheit sich der alte Herr bei seinen Tirolern erfreute.

Inzwischen hatte ich bei der Bachschen Menagerie Anstellung gefunden, und mein Koffer war schon im Alpfersdswagen untergebracht, als ich von meinem Freunde Brunner erfuhr, daß er bei dem Dampffarussell von Ritzmann und Mannsfeld untergekommen sei. Er überredete mich, die Stelle bei der Bachschen Menagerie fahren zu lassen und lieber mit dem Dampffarussell zu gehn, wo man noch einen weitem Angestellten suchte. Ich war mit diesem Vorschlag einverstanden, händigte Brunner, da ich zum Glück meine Papiere noch nicht abgegeben hatte, meinen Koffer ein, den er schleunigst wegtrug, und machte mich selbst aus dem Staube.

Bei Ritzmann und Mannsfeld wurde ich sehr freundlich aufgenommen und nahm um sieben Uhr am Abendessen teil, das aus Bratkartoffeln, belegten Butterbrotten und Tee bestand. Überhaupt war die Kost vorzüglich, als Lohn erhielt ich vierundzwanzig Mark im Monat und außerdem einen Anteil am Trinkgeld. Die Besitzer waren ältere Leute, und die Frau besorgte mir auch die Wäsche, was bei reisenden Leuten etwas ganz Ungewöhnliches ist. Das Dampffarussell blieb nach Schluß des Bundesschießens noch einige Tage in Innsbruck, weil an dem darauf folgenden Sonntage noch ein Geschäft gemacht werden sollte. In der Zwischenzeit

hatten wir nicht viel zu tun, sondern beschäftigten uns mit Reparaturen und dergleichen und konnten über viel freie Zeit verfügen.

Bei dem Dampfkarrussell waren außer dem alten Ehepaar Ritzmann der Kompagnon Mannsfeld und ein Geschäftsführer mit Namen Seehausen, der früher Schauspieler gewesen war und aus seiner glänzenden Vergangenheit den Brauch beibehalten hatte, im Hotel zu logieren, während die übrigen mit den vier Angestellten im Wohnwagen schliefen. Der Wohnwagen war sehr praktisch eingerichtet und wurde durch eine Scheidewand in zwei Abteilungen geteilt, deren jede eine besondere Tür hatte. Wir Angestellten bewohnten die hintere Abteilung, wo wir anfangs zu je zweien in einem Bett schliefen, während später an jeder Seite zwei Betten übereinander angebracht wurden. Unter den beiden untern Betten waren je zwei Kästen zur Aufnahme unsrer Habseligkeiten. Betrat man die andre Abteilung des Wagens, so gelangte man zuerst in die Küche, deren ganzes Mobiliar aus einem kleinen Kochherd, einer Bank und einem Küchenschrank bestand, und kam von hier aus in den Wohnraum, worin ein Tisch, ein paar Klappstühle, ein Kleiderschrank und eine Kommode standen, während die beiden Betten für gewöhnlich durch einen Vorhang verhüllt wurden. In dem untern Bett schlief das Ritzmannsche Ehepaar, in dem obern der Kompagnon.

An dem letzten Sonntage, den wir in Innsbruck zubrachten, heizte der Maschinist um zwei Uhr Nachmittags den Kessel, wir nahmen die Umhangleinwand ab und eröffneten um drei Uhr das Geschäft. Das Karrussell wurde durch eine Zwillingmaschine von sechs Pferdekraften getrieben, die Orgel durch einen kleinen Motor von einer halben Pferdekraft. Die sechs Schiffe des Karrussells, die mit Masten und Segeln dekoriert waren, schaukelten in ihrer Schmalachse; zu jedem Schiffe führte eine besondere Treppe hinauf. Die beiden Prinzipale und der Geschäftsführer kassierten an den einzelnen Schiffen, und Frau Ritzmann saß zum Wechseln an der Kasse. Meine Obliegenheiten waren das Herbeischaffen von Wasser und Feuerungsmaterial sowie die Aufsicht an der Außenseite des Karrussells. Die Beleuchtung bestand aus vierundzwanzig Petroleumlaternen, von denen sechs auf Handelabern angebracht waren und mit kreisten, während die übrigen an der Dachkonstruktion hingen.

Am Abend um neun Uhr wurde mit dem Abbrechen begonnen. Am andern Morgen verluden wir auf der Rampe des Bahnhofes und fuhren über Ruffstein ohne Unterbrechung bis Nürnberg, wo auf dem Plärrer die Messe abgehalten wurde. Dort sah ich die Menagerie Christian Berg wieder, die sich inzwischen bedeutend vergrößert hatte; außerdem waren an Sehenswürdigkeiten vorhanden: Philipp Dhrs Museum, der Zirkus Lorenz Wulf, eine Bude mit Karikaturen aus dem Münchner Aquarium, die hauptsächlich aus ausgestopften Amphibien und Fischen usw. bestanden, die kleine Menagerie Scharrer und Sondermanns Illusion „Die Dame ohne Unterleib, genannt Tauma.“

Diese Art der Illusion, die jetzt wohl allgemein von den Meßplätzen verschwunden ist, wurde in ziemlich einfacher Weise hergestellt. Die ganze Bude samt dem Zuschauerraum war mit schwarzen Tüchern verhängt, sodaß kein Strahl des Tageslichts hineindringen konnte. Die Bühne selbst war mit schwarzem Sammet ausge schlagen und wurde durch eine Lampe mit blankem Reflektor beleuchtet. Von der Decke der Bühne hing an zwei Seilen nach Art eines Trapezes ein kleines Brett, auf dem der Oberkörper einer Dame sichtbar wurde, die sich mit beiden Händen an den Stricken festhielt. Bei der scharfen Beleuchtung und der absoluten Dunkelheit des Hintergrundes hatte man vollkommen den Eindruck, als wenn auf dem Brett tatsächlich nur der Oberkörper einer Dame besetzt sei, und dieser Eindruck wurde dadurch erhöht, daß die das Wunder vorführende Dame mit einem blanken Degen unter dem Brett herumfuchtelte. Das Geheimnis, oder wie der technische Ausdruck lautet, die „Maloge“ besteht darin, daß der Unterkörper der zur Schau gestellten Dame mit schwarzen Sammethosen bekleidet ist und durch den ebenfalls von der Decke herabhängenden schwarzen Strick in der Schwebe erhalten wird. Früher machte diese Illusion auf das Publikum großen Eindruck, seit man

aber die Lösung des Rätsels allgemein kennt, ist die Anziehungskraft des Phänomens vorbei. Bezeichnend für die Nürnberger Messe sind die vielen Heringsbratereien, die mit ihrem eigentümlichen Duft die Luft in weiter Umgegend verpesten.

Von Nürnberg reisten wir nach Cannstadt zum Volksfeste. Wir kamen dort am Sonnabend an, luden Sonntag früh aus, fuhren auf den Platz, benutzten den freien Nachmittag zum Spaziergehen und verfehlten nicht, den Kurbrunnen im nahen Berg zu kosten. Als wir am Abend gegen sieben Uhr beim Abendbrot vor dem Wagen saßen, hörten wir auf der andern Seite des Neckars einen feierlichen Chorgesang und sahen, wie eine Anzahl Menschen, darunter einer in einem weißen Gewande, zum Flusse hinabstieg und dort seltsame Zeremonien vornahm. Der mit dem weißen Gewande Bekleidete stieg in das Wasser, und nun konnten wir deutlich vernehmen, wie ein anderer mit lauter Stimme die Taufformel sprach. Wir wollten uns den Vorgang in der Nähe ansehen, kamen aber zu spät, da die ganze Gesellschaft sehr schnell wieder verschwand. Es waren offenbar Mitglieder einer Sekte, die hier ohne Vorwissen der Polizei eine Taufe vorgenommen hatten.

Von Cannstadt fuhren wir nach Freiburg im Breisgau und dann nach St. Gallen. Dort stellten wir beim Aufbau wie gewöhnlich die Orgel nach der Seite des Platzes, woher wir das meiste Publikum erwarteten. Dadurch hatte der Kommandeur des uns gegenüberstehenden Panoramas schwere Arbeit, und er machte aus seinem Grolle kein Hehl. Als mein Freund Brunner und ich an einem der nächsten Abende von einer kleinen Becherei im „Schwert,“ wo es vortrefflichen neuen Wein gab, heimgehen wollten, trafen wir mit dem Kommandeur zusammen, der uns einlud, mit ihm noch einen Viter „Susser“ zu trinken. Wir gingen mit ihm, obgleich wir uns seine Liebenswürdigkeit nicht recht erklären konnten, und mußten uns, als wir beim Weine saßen, von ihm Vorwürfe machen lassen, daß wir die Orgel nach seiner Bude hin aufgestellt hätten. Wir sagten ihm, daß unser Prinzipal dies so angeordnet habe, und nun begann er gewaltig auf Herrn Ritzmann zu schimpfen. Die lebhafteste Erörterung setzte sich auf der Straße fort und artete schließlich in eine Prügelei aus, die durch den pfeifenden Nachtwächter unterbrochen wurde. Ein St. Galler Bürger, der offenbar für uns Partei ergriffen hatte, zog mich schleunigst weg und brachte mich dadurch wieder zur Besinnung, worauf ich so schnell wie möglich in unserm Wagen verschwand. Der Nachtwächter, der inzwischen auf der Walfstätt angekommen war, fand, da mein Freund Brunner auch schon das Hasenpanier ergriffen hatte, niemand mehr vor als den Kommandeur, den er auch arretierte, und der auf der Wache fünf Franken Buße bezahlen mußte. Diese Strafe schien ihn müde gemacht und zur Einsicht seines Unrechts gebracht zu haben, denn er kam am andern Morgen zu uns und leistete Abbitte.

Von St. Gallen fuhren wir nach Basel zu der Messe auf dem Barfüßler Plage. Der dortige Polizeileutnant, dem die Beaufsichtigung der Messe oblag, hatte sich zum Grundsatz gemacht, nur die allerbesten Schaugeschäfte zuzulassen, und pflegte deshalb andre Messen zu besuchen, wo er seine Wahl traf und die Besitzer von Schaubuden usw., die ihm besonders zusagten, zur Beteiligung an der Basler Messe aufforderte. Dabei ließ er es aber keineswegs bewenden, sondern er sorgte auch auf dem Messplatze selbst in einer ganz ungewöhnlichen Weise für die Aufrechterhaltung der Ordnung und der Sauberkeit. Daß sich seine Aufmerksamkeit auch auf scheinbar geringfügige Dinge erstreckte, davon konnte der Besitzer des Weißerschen Karussells ein Liedchen singen. Der Polizeileutnant hatte sich das Karussell genau angesehen und dabei die Entdeckung gemacht, daß die Messingtelle nicht so blank gepußt waren, wie er es für nötig hielt. Er schickte deshalb am andern Morgen sechs Dienstmänner mit dem nötigen Putzzeug, die sich zum großen Erstaunen Weißers sofort an die Arbeit machten und die Messingteile reinigten. Als alles an dem Karussell bligte und blinkte, überreichten sie dem Besitzer eine Rechnung, die dieser, wenn auch mit saurer Miene, bezahlte. Von da an ließ die Sauberkeit des Weißerschen Karussells nichts mehr zu wünschen übrig.

Von Basel ging es nach Frauenfeld und von dort nach Ulm zur Wintermesse. Die Reise ging über Romanshorn und Friedrichshafen. Wir hatten Billets genommen, blieben aber in unserm Wohnwagen und wurden mit dem sogenannten „Dreieck,“ einer Art Dampffähre, über den Bodensee gesetzt. Die Ulmer Wintermesse wurde auf zwei Plätzen, dem Münsterplatz und dem Judenhof, abgehalten. Wir standen auf dem Judenhof und konnten, da wir zeitig angekommen waren und deshalb über freie Zeit verfügten, Spaziergänge durch die Stadt unternehmen, wobei wir nicht verfehlten, das herrliche, damals noch nicht vollendete Münster zu besuchen. Gegen Ende der Messe traten Schnee und Kälte ein, sodaß mir einmal die Hand an der Stange des Wasserwagens festfror. Ulm war unsre letzte Station, da das Geschäft zum Winter eingestellt wurde, und die Prinzipale in ihre Heimat zurückreisten. Wir erhielten unsre Kündigung, bekamen nach Ablauf der vierzehn Tage unsre Papiere, Zeugnisse und unsern Lohn und außerdem die Zusicherung, daß wir im Frühjahr wieder Anstellung finden würden. Unsre Prinzipale erklärten uns überdies, daß sie gern bereit seien, uns, falls es uns in der Zwischenzeit schlecht gehn sollte, eine Unterstützung zukommen zu lassen. Wir brachen ab, packten alles sorgfältig zusammen, fetteten die Maschine ein und stellten alles in eine Scheune, worauf wir unsern Abschied feierten und uns trennten. Am andern Tage puppte ich mich vom Kopf bis zu den Füßen neu ein und fuhr über Nürnberg in meine Heimat.

Gegen Ende des Winters schrieb ich an meinen Prinzipal, der mir Reisegeld schickte und mich aufforderte, nach Frankfurt am Main zu kommen. Ich meldete mich nun wieder beim Bezirksfeldwebel ab nach Frankfurt. Meine Reise nach Frankfurt unterbrach ich in Wehra, wo mich meine Braut erwartete und zu einem kurzen Besuch mit nach ihrem Heimatsort Spangenberg nahm. In Frankfurt kam ich zur Ostermesse 1886 an. Die Schaubuden standen auf dem Turplaz in der Nähe der landwirtschaftlichen Halle.

Wir fanden dort die sehr bedeutende Menagerie Scholz, die aus Raummangel ihren Giebel nach der Straße zu gebaut hatte, das Zaubertheater Melini in einem großen Bretterbau, Johann Schichtls Marionettentheater, Weißers Dampfkarrussell, mehrere Panoramen, Museen usw., endlich eine lange Rutschbahn, die dem frühern Menageriebesitzer Taggeßell gehörte.

Da in Frankfurt des schlechten Wetters wegen die Messe an manchen Tagen sehr wenig besucht war, konnten wir unser Dampfkarrussell schon zu früher Stunde schließen und benutzten die freie Zeit, uns in den übrigen Buden, wo wir ja überall freien Eintritt hatten, umzusehen. Ich besuchte bei dieser Gelegenheit das Zaubertheater Melini, das wirklich Hervorragendes leistete. So wurde z. B. ein Mädchenkopf gezeigt, der auf einer frei auf der Bühne stehenden Lattenstallage lag, sprach und ein Licht ausblies, ohne daß der dazu gehörige Körper durch schwarze Sammetverhüllungen, wie bei der Dame ohne Unterleib, verborgen gewesen wäre. Die Dekoration der Bühne war vielmehr in lichten Farben gehalten, und der Direktor, der das Wunder vorführte, beschrieb mit einem Degen Kreise um den Kopf herum, die deutlich zu beweisen schienen, daß kein Körper vorhanden war. So scharf ich auch achtgab, gelang es mir doch nicht, hinter das Geheimnis dieses Tricks zu kommen. Ein andres, nicht minder merkwürdiges Zauberstück war die sogenannte „Goldne Fliege.“ Es war eine schwebende Dame in einem mit durchsichtigen Flügeln versehenen Kostüm, die scheinbar durch die Bewegung eines Fächers in der Hand des Direktors in die Höhe getrieben wurde und bald auf der Bühne langsam kreifte, bald in gerader oder schräger Richtung emporstieg und den Bewegungen des Fächers genau zu folgen schien. Von Stricken, Drahtseilen oder Stangen, an denen die Dame befestigt gewesen wäre, war nicht das Geringste zu bemerken.

Nach Beendigung der Frankfurter Messe brachen wir ab und verladen nach Offenburg in Baden, ohne jedoch vorher zu wissen, ob wir dort „Permission“ bekommen würden. Vor der Abreise begab ich mich zum Bezirksfeldwebel, um mich

auf Reisen oder auf Wanderschaft abzumelden, wurde aber nicht sehr freundlich von ihm behandelt, da er diese Art der Abmeldung nicht gelten lassen wollte und deshalb den Vermerk „Abgemeldet nach Offenburg“ in meine Militärpapiere eintrug.

Hier hätte ich die Pflicht gehabt, mich bei der Militärbehörde anzumelden, versäumte dies aber, da ich mir sagte, daß eine solche Unterlassung den Kopf nicht kosten könne.

Von dort reisten wir nach Freiburg im Breisgau zur Messe, wo wir im Stadtgarten aufbauten. In unsrer Nähe standen die Menagerien von Kleeberg und von Böhme sowie das Affentheater Jean Bässe, das nach dem Mainzer Brandunglück mit bewundernswerter Schnelligkeit neue Tiere und Künstler angeschafft hatte, ferner eine Bude, worin ein Panorama und ein photographisches Atelier vereinigt waren, und deren Besitzer, Fritz Erhardt, weil er sich weigerte, das Übergewicht seines Wagens der Bahn nachzuzahlen, mit der Behörde in einen Konflikt geraten war. Er warf zunächst den Gerichtsvollzieher, der die Orgel pfänden wollte, vom Podium, beförderte dann in derselben Weise einen Schutzmann ins Freie, wurde aber endlich von drei Schutzmännern und drei Dienstmännern überwältigt, mit Gurten gefesselt, und da er den wilden Mann spielte, auf einen Wagen gebunden weggeführt. Seine Frau klammerte sich an den Wagen fest und schrie in herzbewegendem Tone: „Laßt ihn doch gehn, es ist ja mein Mann!“

Unter den kleinern Buden war auch ein Kasperletheater, dessen Besitzer in Gemeinschaft mit seiner Frau die Bewegungen der kleinen Künstler leitete und in der Bude wohnte. Wir luden das Ehepaar, das gegen geistige Getränke durchaus keine Abneigung verspürte, an einem Sonntag Abend nach Schluß des Geschäfts zu einer kleinen Kneiperei ein und erwarteten mit Sehnsucht den Augenblick, wo die beiden ihren Durst hinreichend gestillt haben und ihrer Bude zusteuern würden. Vorher hatte einer von uns mit einer Hacke die Verankerungen der Bude gelockert, und als dann das Ehepaar den Heimweg angetreten hatte, begaben wir uns nach einiger Zeit, wo wir annehmen konnten, daß das Ehepaar im tiefsten Schlafe liege, zu dem Kasperletheater, faßten so geräuschlos wie möglich die Bude an den vier Seiten an, hoben sie über das auf dem niedrigen Podium schlafende Ehepaar weg und trugen sie ein paar hundert Schritt weiter in die Anlagen, wo wir sie niederlegten. Dann begaben wir uns selbst zur Ruhe.

Am andern Morgen wurde zeitig an unsern Wagen geklopft, und als wir hinausschauten, sahen wir den Puppenspieler mit seiner Frau draußen stehn, die uns sogleich in herzbewegenden Worten ihr Unglück erzählten. Wir suchten sie zu trösten, und ich sagte ihnen, daß es sich wohl nur um einen Studentenstreich handeln könne, und daß das verschwundene Geschäft sicherlich irgendwo wieder aufzufinden sein würde. Wir erbieten uns, ihnen beim Suchen zu helfen, und während die andern nach verschiednen Seiten auseinandergingen, führte ich den Mann in unauffälliger Weise nach der Gegend hin, wo wir in der Nacht die Bude deponiert hatten. Ich zeigte ihm die durch das Grün der Gebüsche schimmernde Leinwand, und als wir näher kamen, erkannte er, daß er in der That sein Theater vor sich hatte. Seine Freude erreichte ihren höchsten Punkt, als er wahrnahm, daß von der innern Einrichtung nicht das Geringste fehlte. Er unterließ nicht, uns zur Feier seines wiedergefundnen Besitztums für den Abend zu einem kleinen Trinkgelage einzuladen. Auf dem Nachhausewege empfahlen wir ihm noch, in Zukunft sein Haus besser zu bewachen.

Über St. Gallen, wo wir zum Frühjahr auf dem Schulplatze standen, fuhren wir per Achse zum Kantonalschützenfeste nach St. Fiden. Dort war der Festplatz eine feuchte Wiese, wohin wir über den Chauffeegraben, der mit Hölzern ausgelegt wurde, fahren mußten. Als die Hinterräder der Maschine auf den Hölzern standen, sanken die Borderräder bis an die Achse in den Boden ein. Wir entließen die Fuhrleute, hoben die Maschine mit Winden hoch, schoben Bohlen unter die Räder und beförderten sie in dieser Weise mit Hebeln vorwärts, bis sie auf dem uns an-

gewiesenen Plage stand. Den Wohnwagen sowie die Wagen, auf denen die Karuffeltelle lagen, ließen wir auf der Straße stehn und trugen alles einzeln auf unsern Platz, was bei dem strömenden Regen keine leichte Arbeit war. Als wir das Karuffell endlich in Betrieb hatten, zeigte es sich, daß der Erdboden in einem weiten Umkreis schwankte.

Von St. Tiden ging es nach Baden-Baden zum Mitteldeutschen Bundesschießen. Auch hier lag der Festplatz sehr ungünstig, da der Weg einen steilen Berg hinauf führte. Außer uns waren das Theater Weiffenbach, Hentschel mit seiner Athletendame, die russische Schaukel von Horz, die während des Festes dreimal abgebrochen und neu aufgebaut werden mußte, weil sich der Boden senkte, sowie ein sogenannter „Socker“ (Spielbude) auf der Festwiese.

Über Vahr sollten wir nach Zofingen in der Schweiz fahren und erhielten, da unsre Herrschaft einen Abstecher machen wollte, Billets bis Basel, wo wir, wie uns gesagt wurde, den Geschäftsführer treffen würden. Dieser sollte uns dann Geld zur Weiterfahrt geben. Wir kamen am Vormittag gegen elf Uhr in Basel an, erhielten das Reisegeld, nahmen uns aber vor, schwarz zu fahren, und schlichen uns um die Mittagsstunde, wo auf dem Bahnhofe wenig Verkehr war, quer über die Geleise in unsern Wagen, wo wir uns sogleich zu Bett legten. Nach einigen Stunden setzte sich der Zug in Bewegung, und wir freuten uns, unbemerkt die Fahrt machen zu können. Bevor wir nach Olten kamen, wurde es plötzlich finster, der Zug fuhr in einen Tunnel ein, und zugleich hörten wir einen fürchterlichen Lärm, den wir uns nicht erklären konnten, und der uns mit ängstlicher Besorgnis um unser Leben erfüllte. Wir gelangten aber unverfehrt wieder ins Freie und kamen gegen acht Uhr in Zofingen an. Beim Einbruch der Dunkelheit verließen wir den Wagen, aßen in der Stadt unser Abendbrot und kehrten zur Nachtruhe in unsern Wagen zurück. Am andern Morgen beim Ausladen untersuchte ich den ganzen Zug, weil ich ermitteln wollte, wodurch der Lärm im Tunnel entstanden sein könnte, und fand denn auch bald die Erklärung. Vor unserm Wagen stand der von Hentschels Athletendame auf der Lori, und dieser hatte versäumt, sein Ofenrohr einzuziehen, für das die Tunnelwölbung zu niedrig gewesen war, und das sich deshalb nach hinten gebogen und die Wölbung gestreift hatte.

Nach Schluß des Schützenfestes reisten wir nach Horgen am Züricher See. Als wir dort eben angekommen waren, traf die Nachricht ein, daß der Menageriebesitzer Kleeberg in La Chaux de Fonds, wo ein größeres Schützenfest stattfand, tödlich verunglückt sei. Er hatte, da er sich mit dem Aufbau seiner Bude beeilen mußte, beim Aufstellen der Wagen selbst mit zugegriffen und hatte einen Wagen, der auf dem unebnen Terrain gestützt da stand, mit einer Winde gerade richten wollen. Auf seine Weisung waren die Stützen weggenommen worden, worauf die Winde abgerutscht, und der Wagen auf ihn gestürzt war. Dabei hatte sich der Dreher in seinen Unterleib gebohrt. Zu dem Begräbnis des bekannten und beliebten Mannes reisten alle Prinzipale und Geschäftsführer nach La Chaux de Fonds; sogar sein Schwiegersohn, der Menageriebesitzer Paulsen, der gerade in Schweden war, scheute die weite Reise nicht, um seinem Schwiegervater das letzte Geleit zu geben.

Bei unsrer Abreise von Horgen zur „Kilbe“ (Kirmes) in Zürich-Niesbach hätten wir beinahe einen Unfall gehabt, den ich jedoch noch rechtzeitig verhüten konnte. Beim Hinabfahren von der Anhöhe ging ich gerade hinter dem Wohnwagen, um an den steilsten Stellen die Bremse anzuziehen, und bemerkte hierbei, daß die Bremsstange abgebrochen war. Zum Glück war der Wagen noch nicht so in Schuß gekommen, daß die Pferde ihn nicht mehr hätten halten können, und so konnten wir die Bremsstange in aller Eile durch eine Kette ersetzen. In Zürich-Niesbach machten wir ein sehr gutes Geschäft, es drängte sich mehr Publikum an unser Karuffell, als wir zu befördern vermochten. Dabei verlor ein Soldat sein Portemonnaie mit dreißig Franken, das ich fand, und das der Geschäftsführer am

andern Morgen in der Kaserne ablieferte. Nach der Riesbacher „Milbe“ verließen wir wieder die Schweiz und fuhren zur landwirtschaftlichen Ausstellung nach Karlsruhe in Baden und dann nach Rastatt, wo wir in Gesellschaft verschiedner anderer Schausteller privat standen. Mutter Ritzmann, die eine große Tierfreundin war, hatte in St. Fiden einen Stamm Hühner gekauft, der unsre Reise in einer Kiste mitmachte, die ihm auch bei Nacht als Aufenthaltsort diente. Sobald wir irgendwo aufbauten, wurde der Hahn und jede Henne mit einem langen Bindfaden unter dem Wagen angebunden, und die Prinzipalin verfehlte nicht, sich so oft wie möglich von dem Wohlbefinden ihrer Lieblinge zu überzeugen. Sie empfahl sie meiner ganz besondern Aufmerksamkeit, und ich mußte von Zeit zu Zeit frisches Heu holen, womit der Boden der Kiste belegt wurde, weil Mutter Ritzmann vermutete, daß die Hühner warm sitzen müßten. Sie erwartete mit Sehnsucht den Tag, wo die Hühner, die inzwischen das legefähige Alter erreicht hatten, ihre Mühe mit frischen Eiern belohnen würden. Eines Morgens sah ich in einer Wirtschaft gekochte Eier, ließ mir eins davon geben und legte es in eine aus Heu gebildete Mulde in der Hühnerkiste. Ich war kaum wieder bei dem Karussell, als die Prinzipalin aus dem Wohnwagen kam und einen Blick in die Kiste warf. Sie fand das Ei, brach in einen wahren Jubel aus, zeigte mir das Ei und meinte, das könne nur die Schecte gelegt haben, die gestern schon einmal gegackert hätte. Nachdem ich das angebliche Produkt der Schecte genügend bewundert hatte, lief sie damit weiter zu den Nachbarbuden und erntete auch dort ungeheuchelte Bewunderung. Eine Nachbarin, die Frau des Schießbudenbesitzers Kühnel, gab ihr den guten Rat, das Datum auf das Ei zu schreiben, und bemerkte, man mache das am besten mit Röteln. Das leuchtete ihr auch ein, und sie gab mir einen Groschen mit der Weisung, dafür einen Brocken dieses Farbstoffes zu holen. In der Freude ihres Herzens fügte sie noch einen Groschen für mich selbst hinzu, den ich auf das Wohl der Schecte vertrinken sollte. Ich kam nach einer Weile mit einem ganzen Block Röteln wieder, der für einige tausend Eier zugelangt hätte. Nun wartete sie von Tag zu Tag darauf, daß ihre Hühner sie mit weitem Eiern beglücken sollten, was aber zu ihrem großen Leidwesen nicht geschah. Als sie nach längerer Zeit einmal beim Kochen war und schnell ein Ei brauchte, entschloß sie sich schweren Herzens, das kostbare Ei zu verbrauchen, holte es aus dem Küchenschrank, wo es die ganze Zeit zu ihrer Augenweide gelegen hatte, schlug es auf und merkte zu ihrem größten Entsetzen, daß es hart gekocht war. Merkwürdigerweise fiel ihr Verdacht sogleich auf mich, aber sie trug mir den Scherz nicht nach.

(Fortsetzung folgt)



Herrenmenschchen

Roman von Fritz Anders (Mag Allihn)

19. Schluß



ie glücklichen Menschen im preußischen Schloßchen hatten sich viel zu erzählen, als daß sie daran gedacht hätten, was draußen vorging. Aber auch in der Glücklichen Hütte regnet es — wenn auch nur tropfenweise — hinein, wenn draußen ein Platzregen vorüberzieht. Ein solcher Tropfen war die alte Lore, die ein höchst fragwürdiges Gesicht zur Tür hereinsteckte.

Erbarm dich! rief Tantchen, was ist denn geschehen?

Lore war so erfüllt von der Neuigkeit, die sie berichten wollte, daß sie kaum zu Worte kam und nur mit Mühe und mit hochgehobnen Händen herausbrachte, der